

mit goldenen Ringen in den Ohren seine verzweifelten Versuche begleitete, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Wie es sich herausstellte, war es Sandro Prelli, der Eigentümer des Affen. Er kam eben von einem Landsmann, bei dem er den Rest der Nacht verbracht hatte. Die Menschenmassen auf der Brückenauffahrt teilten sich und gaben ihm den Weg frei. Mit wild rollenden Augen erreichte er den freien Platz am Fuss des Steinriesen, den die Polizei abgesperrt hatte. Hier standen die Eltern des Kindes und die drei Beamten.

„Ihr Affe,“ schrie Mrs. Marsum, und machte Miene, dem Neapolitaner wie eine Tigerin an die Gurgel zu springen, „Ihr Affe hat mein Kind gestohlen!“ „Nein, Sarah — er hat unser Kind gerettet,“ verbesserte ihr Gatte und legte ihr die Hand beruhigend auf den mageren Arm. „Vergiss das Feuer nicht!“

„Meine Minta! Meine Minta“, jammerte Prelli. Der in Aussicht stehende Verlust seiner lieben Gefährtin hatte ihn ebenso schmerzlich getroffen wie Mrs. Marsum der ihres Kindes. Mit Tränen in den Augen blickte er zur Spitze des Pfeilers empor, wo Mintas schwarze Zehen und der bebende Schweif sichtbar waren. „Minta! Minta,“ schluchzte er und flehte sie an, herunterzukommen.

Aber anscheinend versank seine Stimme in dem Murmeln und Johlen der Menge, dem Rasseln der Strassenbahnen, die dröhnend und klingelnd über die Brücke jagten, in dem Rattern der Wagen und Autos in den nahen Gassen. Jedenfalls gab Minta kein Erkennungszeichen von sich und rührte sich nicht. Prelli rang verzweifelt die Hände und lockte das Tier unter den verschiedensten Kosenamen — zärtlichen, poetischen, schmeichelnden Namen —, und der Klang seiner Stimme wurde so innig wie der eines Liebhabers; doch der Affe, der dort oben seinen menschlichen Schatz bemutterte, schien taub gegenüber seinem Werben. Da malte sich tiefe Verzweiflung auf Prellis dunklem Antlitz. Er brach in tragisches Wehklagen aus. Minta war doch sein Liebling, sein einziger Freund, sein Ernährer und Geldverdiener — Minta ersetzte ihm seine Familie. Ohne sie war er verloren, ruiniert — konnte er nicht mehr arbeiten. Plötzlich blitzte es in seinen schwarzen Augen auf: ein rettender Gedanke hatte ihn erleuchtet. Er rief etwas, was niemand verstand, und tauchte in die Menge, um sich noch einmal den Weg ins Freie zu bahnen.

Der Vormittag war nun schon weit vorgeschritten. Über acht Stunden lag der kleine Sohn des Schneiders oben auf dem turmhohen Pfeiler in den Armen seiner behaarten Kinderfrau. Die Sonne brannte vom Himmel wie ein feuriger Globus. Fünftausend Menschen und drei hervorragende Vertreter der Behörde standen verwirrt und hilflos, durch die demütigende Einsicht beschämt, dass ein Menschendasein doch sehr unerwarteten Zufällen ausgesetzt werden konnte . . .

Endlich tauchte Sandro Prelli wieder in der Ferne auf, seinen Leierkasten vor sich herschiebend. Die Menge wich auseinander und gab ihm abermals eine Gasse frei, als er die Auffahrt der Brücke erreicht hatte. Er rollte den schweren unförmigen Kasten auf den freien Platz zu Füßen des riesigen Granitpfeilers und wandte sich dann mit dramatischen Gesten und einer längeren Rede an die verdutzten Vertreter der Amtsgewalt. Niemand von diesen verstand, was er sagte. Da mischte sich ein zerlumpter Bursche ins Gespräch und übersetzte Prellis Worte. „Er sagt, man müsse dem Lärmen der Wagen und Strassenbahnen Einhalt gebieten — weil der Affe sonst die Musik nicht hören kann.“

Die drei Gewaltigen der Stadt, unnahbar wie ein altrömisches Triumvirat, lachten nur über dieses Ansinnen. Waren sie nicht selbst gezwungen, laut zu schreien, wenn sie sich bei dem Dröhnen und Tosen des Verkehrs verständlich machen wollten? Aber das Verlangen Sandro Prellis war der Menge zu Ohren gekommen und fand bei ihr einen Widerhall. Die Menge wurde ungeduldig und rebellisch.

„Haltet den Verkehr an!“ kam es grollend aus fünftausend Kehlen. Die drei Allmächtigen hörten zum erstenmal im Leben die Stimme, die sie im Wahlkampf